



MENSCH UND WALD

IN 100 JAHREN

EINE KURZGESCHICHTE:

EIN KIND DES WALDES

■ Regula Wenger

Ich löse das Netz von meinem Hut, ziehe es über mein Gesicht und befestige es unterhalb meines Kinns am Overall. Kurz betrachte ich mich im Spiegel.

«Kann nicht dein Ernst sein», sagt der Mann in meinem Haus, der unter dem Türrahmen erscheint. Ich rolle das Netz vorsichtig wieder nach oben und zurre es am Hut fest. Danach gehe ich in die Küche und packe dort drei Packungen Tabletten in meinen Rucksack.

«Das sind unsere Essensvorräte für drei Monate. Jetzt drehst du komplett durch», protestiert der Mann. «Du darfst bei deinem Spaziergang gerade mal drei Stunden in den Wald. Der Ranger wird sich totlachen, wenn er dich und deine ganze Ausrüstung sieht.»

Das sagt der Mann, der mich durch seine KI-Multi-Brille zwar anschaut, aber noch kaum je gesehen hat. Und der gerade mit einer Pupille Nachrichten hin und her schiebt, während er mit dem anderen Auge vermutlich die Aktienkurse studiert, vielleicht auch gerade durch eine seiner Fantasiewelten hechelt, um seine Gegner abzuschliessen. Kein Wunder, spielt der Mann dabei.

Ich packe in den fast schon vollen Rucksack zwei grosse Wasserflaschen und breite das Survival-Kit vor mir aus. Alle Geräte, die Strom brauchen, sortiere ich aus und lasse sie auf dem Küchenboden liegen. Zurück in den Rucksack kommen das Taschenmes-

ser, die Pflaster und der Mückenspray. «Als ob du wegen der Mücken nicht schon ein komplettes Netz vor dem Gesicht hättest», kommentiert der Mann. «Seit Jahren gibst du ein Vermögen für diese Lotterrie aus, um einmal hineinzukommen, aber eigentlich hast du Angst vor dem Wald.»

Ich habe keine Angst. Ich bin ein Waldkind. Meine Mutter nannte mich ihr Waldkind und lächelte dabei verschmitzt. Ein Kind des Waldes bin ich, obwohl ich den Wald in meinem ganzen Leben noch nie betreten durfte. «Wärst du nur ein Jahr früher geboren ...», hiess es oft. Denn kurz nach meiner Geburt begannen sie, dicke Mauern um die verbliebenen Wälder herumzubauen.

Mauern, hinter denen sie den Wald vor uns verstecken. Mauern, hinter denen sie den Wald vor uns beschützen.

Gerade schwebt ein Luftschiff lautlos über die Mauer in den Wald. Bald wird es wieder zurückschweben, an einem Seil wird eine Ladung Holz baumeln.

Niemandem erzählte ich davon. Nicht einmal meiner Mutter. Dass mein Vater damals meinerwegen zum Schmuggler geworden war. Eines Tages nahm er mich auf den Schoss und zauberte mit einem breiten Grinsen einen kleinen Rottannenzweig hinter seinem Rücken hervor.

«Aua», sagte ich.
«Riech mal», sagte er.

Und das tat ich.
Ich konnte kaum mehr aufhören, daran zu riechen.

Nur für mich hatte mein Vater ein Stück Wald nach draussen geschmuggelt, ein bisschen Rottanne, ein bisschen Wald für sein Kind, das selbst nicht mehr in den Wald durfte. Mein Vater, der immer gut gelaunte, braun gebrannte Vater, der manchmal roch wie dieser Zweig und wie der Wald. Der auch nach dem Bau der Mauern jeden Morgen in den Wald zu seiner Arbeit durfte, abends zurückkam und immer dieses Lächeln im Gesicht trug, an das ich mich noch gut erinnere und das meine Mutter oft sein Waldlächeln nannte.

Eines Tages durfte auch mein Vater nicht mehr in den Wald. Sie brauchten ihn nicht mehr. Er legte sich hin und mochte nicht mehr aufstehen und wenn ich später meine Mutter darauf ansprach, seufzte sie nur.

Heute ist es so weit, Papa. Heute geht deine Waldtochter in deinen geliebten Wald.
Zum allerersten Mal.

Über den Wald habe ich immer alles verschlungen, was ich an halbwegs brauchbaren Informationen und Berichten finden konnte. Ich bin in Onlineforen unterwegs, habe gelesen, dass vor Jahren die Bevölkerung eines ganzen Kantons – ich glaube, er hiess Irrgau – umgesiedelt worden sei. Um Raum zu gewinnen für eine durchgehende Waldfläche von der Landesgrenze bis ins Mittelland. Vielleicht Fake, vielleicht nicht. Ich glaube inzwischen das, was ich will und was mir guttut. Ich habe auch von all den schrecklichen Waldbränden im letzten Jahrhundert gelesen, von turboschnell wachsenden Gen-Bäumen, die erst bejubelt, dann verteuelt wurden, weil ihr Holz doch nicht stabil genug war. Manche behaupten ja, dass «die da oben» das Militär hinter den Mauern stationiert hätten. Andere glauben, dass «die da oben» endlich, oder wieder einmal, erkannt hätten, wie wichtig der Wald für unser aller Überleben ist.

Vor einer Woche ist eine Biene auf unserem Fenstersims gelandet. Die erste echte Biene, die ich zu sehen bekommen habe. Sie muss sich aus dem Wald

zu mir verirrt haben. Vielleicht kam sie aber auch als kleine Vorbotin, denn am gleichen Tag erhielt ich die Nachricht, dass ich endlich in der Wald-Lotterie gewonnen hatte.

Jeden Monat dürfen zehn Menschen auf einen begleiteten Spaziergang in den Wald. Endlich gehöre ich zu den Auserwählten, ich, das Kind des Waldes, aber ich weiss trotzdem nicht, was mich erwartet.

Mein kleiner Zweig, mein bisschen Wald, ist in die Jahre gekommen und duftet nicht mehr wie damals. Bald würde ich vergessen haben, wie der Zweig, die Tanne, der Wald duftet, wie mein starker, braun gebrannter, immer lächelnder Vater einst geduftet hat.

Ich habe den Hut mit dem Netz aufgesetzt und wuchte den viel zu schweren Rucksack auf meinen Rücken. Meine Füsse stecken in neuen Wanderschuhen. Ich trete vor die Haustür, sehe die aufkommenden Regenwolken und sogleich laufen mir die Tränen über das Gesicht.

«Meine Fresse, jahrelang vergeudest du deinen ganzen Lohn für diese Wald-Lotterie, damit du endlich in diesen verdammten Wald kannst. Jetzt gewinnst du endlich das Los für deine zwei Stunden – und nun regnet es. Ist wohl dumm gelaufen», sagt der Mann.

Der Mann hat keine Ahnung vom Wald und von mir. Weder weiss er, dass ein Mensch vor Freude weinen kann, noch dass der Wald einen ganz besonde-

Ein Kind des Waldes bin ich, obwohl ich den Wald in meinem ganzen Leben noch nie betreten durfte.

ren Duft verströmt, ja sogar noch herrlicher riechen kann, wenn es geregnet hat. «Petrichor», könnte ich zu dem Mann in meinem Haus jetzt sagen. So wird der Duft des Regens auf trockener Erde genannt. Ich könnte ihm erklären, dass Petrichor laut griechischer Mythologie «Götterblut der Steine» bedeutet. bedeutet. Noch heute werde ich Götterblut riechen.

«Vielleicht beliebt die Dame ja nach ihrem Waldspaziergang wieder mit mir zu sprechen?»

Ich blicke ihn an.

Mein Mann glaubt immer noch, dass ich aus dem Wald wieder zurückkehren werde.